

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 45. — Sonntag, den 6. November 1932.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Aus der Geschichte einer Dorfkirche

Droben am oberen Ende Breitenbrunn wacht die schlichte Kirche wie ein Hirte über seine Herde. Mancher Besucher mag sich fragen, warum man sie hierher und nicht mitten ins Dorf gesetzt hat; der Grund ist einfach der, daß bis 1718 von hier aus auch die Nachbarn in Rittersgrün seelsorgerisch betreut wurden. Uebrigens dürften die Breitenbrunner dankbar gewesen sein, als sie 1559 ein eigenes Gotteshaus erhielten und ihnen damit der weite Kirchweg nach Grünstädt erspart wurde, wohin sie vorher eingepfarrt waren. Wie durch ein Wunder blieb die Kirche neben Pfarre u. Schule unverfehrt, als der Ort am 29. Juli 1874 von einer großen Feuersbrunst heimgesucht wurde, die fast das ganze Oberdorf vernichtete und 191 Familien obdachlos machte. Nahezu 4 Jahrhunderte sind über das Breitenbrunner Gotteshaus hingegangen, und bis heute hat es trotz mancher Erneuerungsarbeiten, die sich im Lauf der Zeit notwendig machten, seinen ursprünglichen Charakter gewahrt.

Als erster Seelenhirte waltete Ehn Valentin Zöllner in Breitenbrunn. Ihm folgte Wolfgang Uhle, der ein Leben voll Schuld und Sühne hinter sich hatte, als er in die Pfarre des Bergwalddorfs einzog. Blutschuld ruhte auf ihm, die er zu tilgen suchte, indem er während des Pestjahres 1568 in Annaberg die Seuchenkranken unter Einsatz seines Lebens betreute. Ueber ein Vierteljahrhundert wirkte er dann unter den Waldbauern und Bergleuten Breitenbrunn, bis er 1594 vor dem Altar einen Schlaganfall erlitt. Während des Dreißigjährigen Krieges amtierte ein Schwager des Chronisten Christian Lehmann in dem abgelegenen Dorf, und redlich teilte Johann Gräfner die Drangsale jener wilden Zeit mit seinen Pfarrkindern.

Kurz nach seinem Amtsantritt wurde der Ort am 5. September 1632 von kaiserlichen Soldaten und allerlei Gefindel heimgesucht, die „das Dorf von unten bis oben auf durchplünderten, die Kirche erbrachen, leichen- und Altartücher wegnahmen, die Untter- und Oberheerde vor 1000 thl. wegtrieben...“ In den folgenden Jahren lernte Breitenbrunn alle Schrecken des

Krieges kennen, der umso grauenvoller wurde, je länger er dauerte. Sobald Soldaten nahen, suchte sich die Bevölkerung in die Wälder zu retten, aber nicht immer gelang die Flucht. Im August 1633 statteten Holsche Musketiere dem Ort einen ungebeten Besuch ab, „den begegnete Christoph Hemann, ein frommer bergmann, hatte einz art am arm und wolte sich mit weib und kindt uff den Walt salviren, den schoßen Sie das herzh entzwey, daß er augenblicklich starb, plünderten und schendeten

Weib und kindt und wüdeten ärger den die reißenden Wölffe, die doch auch grimmig gnug findt in diesen gebirge.“ Erreichten die Bedrängten ihre Verstecke am dichtbewaldeten Rabenberg und den Kammforsten um Ziegenbach, wo sie nicht viel besser als wilde Tiere lebten, so waren sie auch dort nicht immer sicher, denn die Marodeure u. in späteren Jahren die Schweden stöberten selbst die verborgensten Winkel auf. Den letzten Ueberfall erlitt das Walddorf am 5. Februar 1640: „2000 (schwedische) Futteragerer fielen



Breitenbrunn, Oberdorf mit der Kirche.

auf den grundt in Breitenbrunn bey tiefen schnee und plünderten, den Pfarrer Hern Johann Gräfner allein nahmen Sie 400 thl. wehrt, 2 Pferde pro 100 thl., 17 stück grob rindviehe, 40 scheffel an allerley gedreht, weiz, korn, gerst, haber, victualien, fleisch, fische. Des andern tages kamen Sie wieder, den 6. Februar hohleten den rest vollendt in Dorf und schoneten keiner kirchen, keines Pfarrers, keiner 6-Wöchnerin noch Kindes.“ Diese wenigen Szenen zeigen hinreichend, wie schreckensvoll das Leben in den Jahren des Großen Krieges war, der mit eiserner Ferk alles friedliche Leben in den blutgetränkten Boden stampfte.

Nur wenige Jahre später besuchte ein eigenartiger Gast die alte Kirche am Bergeshang: ein Hirsch, gewiß ein eigenartiger Teilnehmer am Gottesdienst. Lehmann berichtet im „historischen Schauplatz“ hierüber: „Am Sonntage kam der Hirsch (der dem Hammerherrn Caspar Wittig gehörte) zum Breitenbrunn unter der Predigt in die Kirche / darüber ein Alarm entstand / indem die Communicanten nicht wußten / wie sie ohne Gefahr noch dem Altar gehen sollen. Der Hirsch

setzte sich nieder / ließ singen und communiciren / beyhm Segensprechen stund er auff / und ließ dann eines theils die Leute ohne einigen Schaden vorbey nach Hause gehen / den letzten aber drohete er / doch gieng er ohne Beleidigung weg nach Hause."

Schließlich sei hier noch ein Breitenbrunner Pfarrer erwähnt, Christian Gottlob Wild, einer der frühesten Vorkämpfer für die Schönheiten und Reize unseres Gebirges. Wild war als geborener Johanngeorgenstädter ein Kind des Schwarzwassertals und durchwanderte seine Heimat mit lebhafter Freude an der Natur und empfänglichem Herzen. Seine Eindrücke legte er in einem schmalen, heute seltenen Büchlein nieder, das 1809 unter dem Titel „Interessante Wanderungen durch das Sächsische Obererzgebirge“ in Freiberg erschien. Die reine Heimatliebe, die den Verfasser durchglüht, nimmt den Leser sofort gefangen. Im Verlauf einer Auseinandersetzung mit seinen Vorläufern schreibt er u. a.: „Darum habe ich beschlossen, dich (Erzgebirge) und deine Schönheiten gefühlvollen Naturfreunden zu schildern . . . Vielleicht gelingt es mir, manche lächerliche Meinungen und Sagen von dem oberen Erzgebirge zu widerlegen und zu tilgen, die Unwissenheit in Rücksicht einiger Gegenstände desselben in genauere Kenntnis zu verwandeln und so Interesse und Beifall für dasselbe zu erwecken.“ Vor allem bekämpft er mit allem Nachdruck die Legende vom Sächsischen Sibirien und ruft aus: „Nicht wahr, ihr Erzgebirger, ihr lebt in keinem Sibirien, wie Weichlinge euer Gebirge nennen?“ Und die, welche über das Gebirge urteilen, ohne es zu kennen, ladet er eindringlich zu einem Besuch seiner Täler und Höhen ein: „Kommet ihr, die ihr unser Gebirge verachtet, ihr werdet euch beschämt sehen.“

W. L.

Der Herrgottsengel

Aus „Erzgebirgische Dorfgeschichten“ von Karl May.
(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nicht weit vom Richterhut stand inmitten eines gut gepflegten Gärtchens ein kleines Haus. Er stieß die unverschlossene Pforte des Gartens auf. Ludwig hatte ihn erwartet und empfing ihn hier.

„Geht grad hinein in die Stube, Herr Richter! Der Vater ist allein. Er hat befohlen, die Mutter und ich sollen hinausgehen, um euch nicht zu stören.“

Als der Richterbauer den Wohnraum betrat, blieb er fast erschrocken unter dem Eingang stehen. Das Gesicht, das ihm vom Lager her entgegenblickte, war ihm Zeit seines Lebens bekannt gewesen; jetzt aber schaute es ihn an wie ein vollständig fremdes, und die einst so vertrauten Züge waren wie unter einer starren, unheimlichen Larve verborgen. Die Augen lagen tief in ihren ausgetrockneten Höhlen, die Wangen waren eingefallen, die Schläfen eingesunken; der Tod hatte seine kalte, unerbittliche Hand auf das Haupt des Schmuggelgrubls gelegt und ihm nur noch kurze Frist gegeben; das war dem Leidenden deutlich anzusehen.

„Kommst endlich, Hobuschguster?“ ertönte eine matte, klanglose und hüstelnde Stimme. Grubel hatte den stolzen Mann niemals anders als bei seinem frühern Namen gerufen. „Setz dich ganz her zu mir! Ich hab mit dir zu reden, was niemand weiter zu hören und zu wissen braucht.“

Hobusch folgte der Weisung. Der Anblick des einst so rüstigen Jugendgefährten ließ ihn verstummen.

„Paß auf, Guster, was ich dir sag; viel Wort kann ich nicht machen, denn es kostet mich jedes eine Stunde vom Leben. Ich will Abrechnung halten mit dir.“

„So sprich!“

Mehr vermochte der Richter nicht zu sagen. Er fühlte, daß er sich sammeln müsse.

„Ich steh am Ziel; die Ewigkeit braust mir schon um die Ohren, und ich weiß nicht, wohin mit meiner Schuld und Sündenhaftigkeit. Anklagen hab ich mich nicht wollen; ich hab den Mut dazu nicht mehr und darf auch keine Schand über mein

Weib und mein braves, einziges Kind bringen. Die Reu hat mich zerfressen, wie der Rost das Eisen, und als ich zuletzt nimmer aushalten konnte, hab ich einen Brief ans Herrgottle geschickt und gefragt, ob ich auch ohne Beicht selig werden kann, wenn ich eine Sünd bereu, die nicht mehr aufzubessern ist. Gestern abend ist die Antwort kommen: Wenn die Beicht wirklich niemandem nichts helfen kann, so soll ich ruhig sterben; der liebe Gott werd mir auch ohne sie vergeben. Was tu ich nun, Hobuschguster?“

Der Bauer schwieg. Der Kranke fuhr nach einer Pause der Erholung fort:

„Du bist mein böser Geist gewesen und hast mich vom guten Weg auf den schlimmen gebracht. Die Folg war für dich der Richterhof und für mich die Zehrsucht. Drauf hast gemeint, du brauchst mich nicht mehr und bist mir fleißig aus dem Weg gegangen; aber ich hab dich festgehalten und kann dich noch heut vom Hof und Amt fortbringen. Soll ichs tun, Hobuschguster?“

„Das tust du nicht; dazu sind wir zu gute Freunde gewesen!“

„Laß die Freundschaft nur ja beiseit! Zuerst hast du mich ausgenutzt, und dann bin ich dir auf dem Beutel gefessen; denn ich hab dich nachher gehaßt, gehaßt wie — wie, ich kanns nicht ausagen, wie; ich weiß, du bringst mich in die Hölle, denn für den Ludwig werd ich schweigen. Für ihn will ich noch einmal, noch auf dem Sterbelager meine Seel verkaufen. Was gibst für sie, Hobuschguster?“

„Nichts geb ich, gar nichts! Du bist der Rimmerjatt, der mich schon fast bis in die Armut hinein ausgezogen hat!“

„Red nicht so traurigs Zeug! Der Richterhof ist vierzigtausend Taler wert; du hast ihn vom Klapperbein umsonst bekommen. Was du mir nach und nach hast zahlen müssen, macht noch nicht ganz zwölftausend Taler. Ich hab das Häuschen, den Garten und die Wief damit bezahlt. Das Heimwesen kostet mich aber mehr, weit mehr, hörs wohl, Hobuschguster, es kostet mich meine Seligkeit!“

„Weißt wirklich so genau, daß ich den Richterhof umsonst bekommen hab?“

„Du selbst hast mirs und auch dem ganzen Dorf gesagt. Wenn du gelogen hast, istz deine eigne Schuld. Der Klapperbein hat dir das Gut geschenkt, weil er meint, die Elfa sei damals —“

„Willst gleich schweigen, Schmuggelgrubel“, rief Hobusch, vom Stuhl aufspringend, „als hab ich ihn eine Ratter gebissen, oder soll ich mit meiner Hand dem Zehrfieber nachhelfen, damit du rascher das End erreichst? Sag mir den Namen nicht wieder, das rat ich dir!“

„Ja, du kannst ihn nicht hören, das hab ich vergessen. Das ist das Gewissen; aber es wird gar noch anders kommen, wenn für dich einmal die Stund geschlagen hat, die jetzt für mich da ist! Ich mein, der Klapperbein hat dir das Gut geschenkt, um das zu sühnen, daß er deine Schwester in den Schacht gestoßen hat. Du mußt ihm dafür Essen schicken, so lang er lebt; das und meine zwölftausend Taler, die machen dich nicht arm.“

Er ruhte einige Minuten aus. Das Sprechen griff ihn noch weit mehr an, als er vorher geglaubt hatte. Der Richter unterbrach die Stille nicht; die Klugheit gebot ihm, zu schweigen. Endlich ergriff der Leidende das Wort wieder:

„Der Ludwig hat deine Selma lieb und sie ihn auch. Du hast aus Angst vor mir das Aug darüber zugedrückt; nach meinem Tod wirds ganz anders werden, das weiß ich sehr genau; denn ich kenn dich noch besser, als alle andern Leut. Drum will ich sicherer gehn in meiner Sorg um ihn. Er hat die Gärtnerlei erlernt und braucht noch eine Zugab zu unserm Stückle Grund und Boden. Willst ihm dazu verhelfen?“

„Ja. Ich werd ihm einen Fleck von dem meinigen geben. Ich borg es ihm, und er kann es nach und nach abzahlen.“

„Schau, was du heut doch großmütig bist! Und hältst mich wirklich für so dumm, daß ich dir trau?“

„Ich geb dir schwarz auf weiß!“

„Das wäre schon gut; aber kaufen, kaufen kann er sich das Stück von jedem, und dein Land liegt nicht an dem unsrigen. Der Nachbar will verkaufen. Gib dem Ludwig das Geld dazu, Hobuschguster!“

„Bist du toll, Gruhl, oder willst mich noch in deiner letzten Stund vollends auspressen?“

„Laß das Jammern und hör den Handel! Doch wenn du willst, so kann ich auch den Pfarrer zur Beicht rufen lassen und ihm die Schrift geben, die ich dir damals abgezwungen hab.“

„Sag, was du willst!“

„Zweitausend Taler. Es ist das letzte Mal, daß ich etwas verlang. Gib das Geld, und du bekommst die Schrift zurück. Dann bist du frei und brauchst vor niemand keine Sorg zu haben!“

Der Fordernde spielte sich selbst dem Richter in die Hände; er ahnte nicht, daß er sich auf dem Punkt befand, auf den ihn dieser haben wollte.

„Zweitausend Taler? Du bist nicht gescheit! Woher soll ich sie nehmen in dieser schlimmen Zeit?“

„Ich weiß, daß soviel nicht gleich daliegt; aber du hast die Kass' von der Gemeind!“

„Die ist auch leer!“

„So gib mir eine Verschreibung; aber gut muß sie sein, und auf einmal muß sie lauten. Wenn ich meine Seel verkauf, so soll es nur dem Ludwig zugut kommen.“

„Es ist zuviel. Tausend will ich schreiben!“

„Hör, was ich sag, es gilt! Ich kann nicht länger warten; die Red nimmt mir die Kraft; der Gedank wird mir ganz schwach, und ich weiß schon kaum mehr, was ich sprech. Ich hab keine Zeit mehr übrig. Schreib zweitausend oder ich schick nach dem Pfarrer!“

„Nun gut! Hast Papier?“

„Nein. Ich weiß, daß du in deiner Tasch stets welches trägst. Aber Tint und Feder findest auf dem Ofensims.“

Hobusch nahm das Bezeichnete herab und zog die Briefftasche hervor. Mit Absicht ließ er den Kranken die leere Seite des Formulars sehen.

„Ich hab auch immer Papier bei mir; das Amt erfordert es so. Heut aber ist mirs grad ausgegangen.“

„Sei still, Guster; denn mich vermagst nicht zu betrügen. Dort hast ja welches in der Hand!“

„Das kann ich nicht nehmen. Es ist ein Wechselbrief auf Sicht; das wär mir zu gefährlich!“

„Ein Wechselbrief? Von dem hab ich gehört; der ist mir lieber als jeder andre Urkundenschein; denn da bekommst du die Pfändung gleich, wenn du die Zahlung verweigerst. Was ist auf Sicht?“

„Da wird kein Tag geschrieben, sondern ich muß zahlen zu jeder Zeit, sobald der Brief mir vorgezeigt wird.“

„Das ist mir noch lieber; so will ichs haben. Mach das Papier fertig!“

„Ich werd ein andres holen!“

„Nein. Schreib, oder ich schick fort!“

„Ich kann nicht, denn du willst mich nur ins Unglück stürzen. Wenn ich heut den Schein ausstell, so kommst schon morgen oder übermorgen, und bis dahin hab ich das Geld noch nicht zusammen.“

„Willst mich schon wieder betrügen? Ich werd nicht kommen, auf mich darfst du ihn nicht schreiben; denn ein Toter kann dir den Brief nicht vorzeigen. Du schreibst ihn auf den Ludwig.“

„Dann wird er unsern ganzen Handel erfahren; denn er muß dann auf das Papier setzen, daß er den Wechselbrief als Geld von mir annimmt.“

„Er wird nichts erfahren. Schreib schnell; ich wart keine Minut mehr länger!“

„Du bist ein wahrer Drach, Gruhl. Verraten darfst mich nicht; lieber will ich mich pfänden lassen, wenn der Ludwig das Geld zu früh von mir fordert! Aber hast auch mein Papier? Ich geb den Wechsel nicht eher aus der Hand, bis ichs zurück hab.“

„Schau her. Hier ist!“

Der einstige Schmuggler griff unter die Decke und nahm einen zusammengebrochenen Bogen hervor, den er dem Richter zeigte. Dieser nickte befriedigt und langte nach der Feder. Das

schon halb gebrochne Auge des Sterbenden verfolgte fast angstvoll die langsamen Bewegungen des Schreibenden.

„Mach schnell, Guster; das Herz wird mir schon kalt!“

„Ich bin fertig. Soll ich den Ludwig rufen?“

„Nies mir erst vor!“

Hobusch tat es.

„Zeig her; ich wills auch sehn!“

„So schau! Hier stehn zweitausend Taler, erst in Zahlen und dann auch sogar in Worten, damit du ganz sicher bist. Und hier auch mein Nam hereingeschrieben; den kann ich nicht wegleugnen und niemand mag ihn herausziehen.“

„Ja, ich seh es; der Wechselbrief ist richtig. Ruf mir den Burschen herein!“

Ludwig hatte sich in der Nähe aufgehalten; er war schnell bei der Hand.

„Tritt näher!“ gebot sein todesmatter Vater. „Ich werd dir nachher alles erklären, jetzt bin ich zu schwach dazu; aber ich hab mir nach und nach ein Geld zurückgelegt und es dem Hobuschguster zum Aufheben gegeben. Ich dacht nicht, daß es so bald mit mir zu End gehn werd, und wollt dir eine Zugab zusammenhalten, wenn du einmal eine Frau nimmst. Ich hab bisher keine Quittung verlangt, nun es jedoch so mit mir steht, hat dir der Guster einen Wechselbrief geschrieben, damit du dir die Ersparnisse holen kannst, sobald du ihrer bedarfst. Schreib deinen Namen hin; der meinige ist nichts mehr nütze, denn du bist der Erbe!“

„Vater!“ rief der junge Mann, kämpfend zwischen Schmerz und Freude, „ich wollt lieber, du wärst —“

„Laß jetzt, laß! Die Sach muß schnell gehn; ich muß schlafen und kann das Aug kaum länger offen halten. Schreib, sonst gilt es nichts!“

„Darf ich den Brief erst lesen? Ich hab noch keinen gesehn.“

„Schau her!“ meinte der Richter. „Da steht die Summ zweimal und auch mein Nam dabei. Aber mach rasch! Du mußt hinzufügen: „Angenommen“ und dich dahinter. Oder“, setzte er schalkhaft lächelnd hinzu, „willst etwa die Schuld nicht von mir annehmen und sie mir lieber schenken?“

„Gebt her die Feder! Wo kommt es hin?“

„Hier unter das große Wort. Nun schreib!“

Er tat es und entfernte sich dann auf das Geheiß des Vaters wieder.

„So, das ist abgemacht. Hier hast du den Wechsel, Gruhl, und nun gib auch das Papier!“

„Guster, ich bin müd, ich glaub, es ist nicht bloß der Schlaf. Ich hab viel gegeben für den Brief und noch in der letzten Stund den Sohn mit einer Lüg bedient. Du hast viel an mir verbrochen; aber gib dem Ludwig das Geld, und ich will dir alles verzeihn. Hier ist die Schrift!“ Er wollte unter die Decke langen, hatte aber die Kraft nicht mehr dazu.

„Ich kann nicht — nimm sie dir selbst!“

Die schweren Lider fielen ihm über die Augen; der Atem ging röchelnd, und die Stirn bedeckte sich mit großen Schweißtropfen.

„Hast sie —? Ja —? So steck den Wechsel — hier an ihre — Stell!“

Ein kurzes, krampfhaftes Zittern ging durch seine Glieder, und seine Gestalt streckte sich mit einem gewaltigen Ruck in die Länge.

„Ist — er — — dort?“ stieß er nur lallend noch hervor.

Hobusch stand hoch aufgerichtet vor ihm. Mit triumphirender Miene schob er die beiden Papiere in seine eigne Tasche.

„Nein, Schmuggelgruhl, er ist nicht dort“, antwortete er, den Mund nah an das Ohr des Sterbenden haltend. „Jetzt kommt die Rach dafür, daß du mir damals das Papier abgezwungen hast. Ich hab dir das Schweigen bezahlen müssen und nun ist der Wechselbrief falsch. Hörstis, Schmuggelgruhl? Der Wechselbrief ist falsch, und der Ludwig wird ihn lösen müssen. Ich nehm ihm das Haus, den Garten und die Wief; hastis verstanden?“

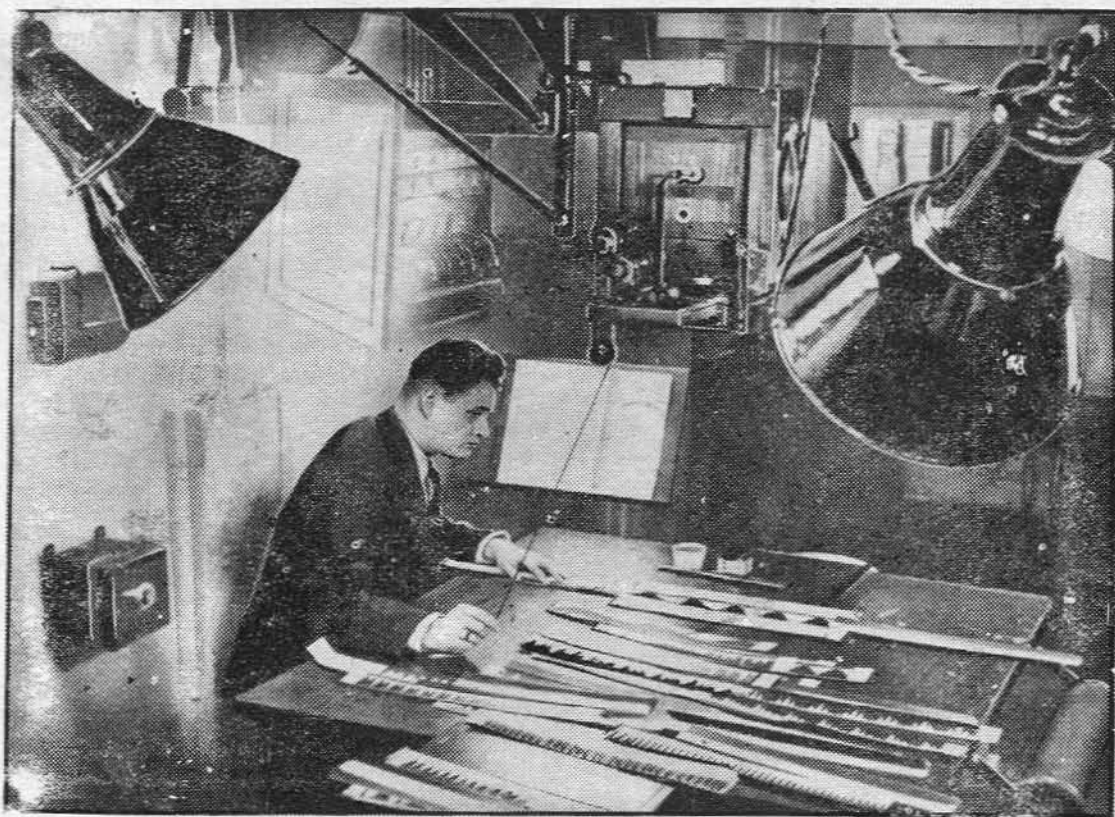
(Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)

Bilder aus aller Welt



Vor 300 Jahren starb Gustav Adolf den Heldentod.

Am 6. November findet in Lützen die Hauptgedächtnisfeier zur Erinnerung an den Heldentod statt, den dort vor nun 300 Jahren Gustav Adolf, der Erretter des deutschen Protestantismus, starb. Unser Bild, nach dem Gemälde von J. Martz de Jong, zeigt den Schwedenkönig (rechts zu Pferde, ohne Helm) in der Schlacht bei Lützen.



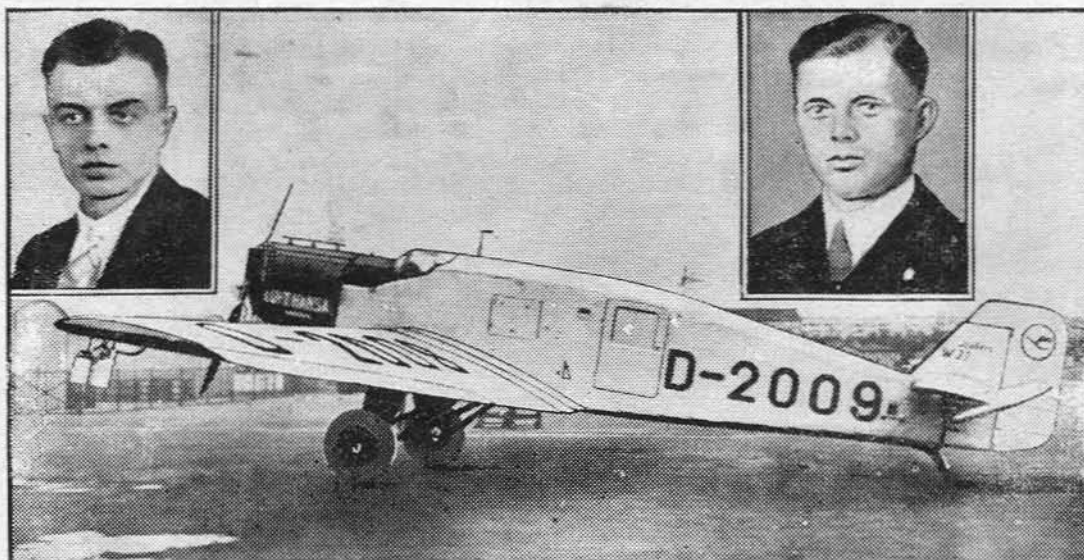
Gemalter Tonfilm — eine neue bedeutsame deutsche Erfindung.

Durch die Erfindung des Münchener Rudolf Pfenninger wurde ein neues Gebiet künstlerischen Schaffens erschlossen. Der zum Film gehörende Ton wird nicht mehr mit einer komplizierten Aufnahme-Apparatur eingefangen, sondern nach bestimmten Errechnungen als Zickzackkurve aufgeschrieben und photographiert. Mit dieser Methode ist es möglich, gänzlich neuartige Geräusche und Töne zu erzeugen, die eine ungeahnte Erweiterung des Tonfilms bedeuten können. Unser Bild zeigt wie die „Tönende Handschrift“ aufgenommen wird.



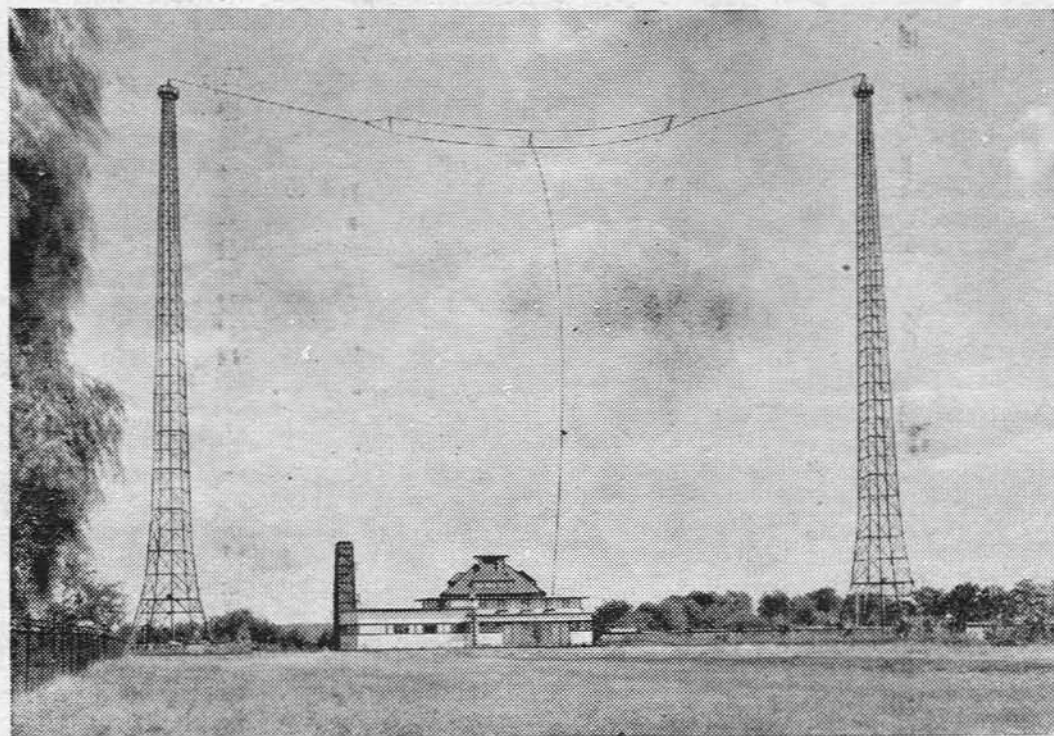
Der Kommandant der „Niobe“ vor dem Kriegsgericht.

Kapitänleutnant Ruhfus, der Kommandant des so tragisch geendeten Schulschiffes „Niobe“, stand vor dem Kriegsgericht in Kiel, um sich gegen die Anklage zu verteidigen, daß er aus Fahrlässigkeit den Untergang des Schiffes verschuldet habe.



Das deutsche Postflugzeug London—Köln untergegangen.

Kurz nach dem Abflug von London sandte, wie gemeldet, das deutsche Postflugzeug „D 2017“ SOS-Signale. Anscheinend war die Maschine in den furchtbaren Sturm geraten, der über dem Kanal tobte. Man befürchtet, daß die Maschine im Wasser unterging. Bisher konnte weder von dem Flugzeug noch von seiner Mannschaft eine Spur aufgefunden werden. Unser nebenstehendes Bild zeigt Junkers Postflugzeug vom Typ „W 33“, dem auch die verschollene Maschine angehörte. Oben die Insassen der Unglücksmaschine: Der Pilot Cuno (rechts) und der Bordingenieur Drebes (links).



Ein neuer deutscher Großsender.

Nebenstehendes mittleres Bild gewährt uns einen Blick auf die neue Sendestation Frankfurt a. Main, die eine Leistungstärke von 17 kW aufweist. Der neue Großsender steht mit der im letzten Jahr in Betrieb genommenen Station Stuttgart-Mühlacker in Sendegemeinschaft, von der auch der Nebensender Freiburg i. Br. besprochen wird.

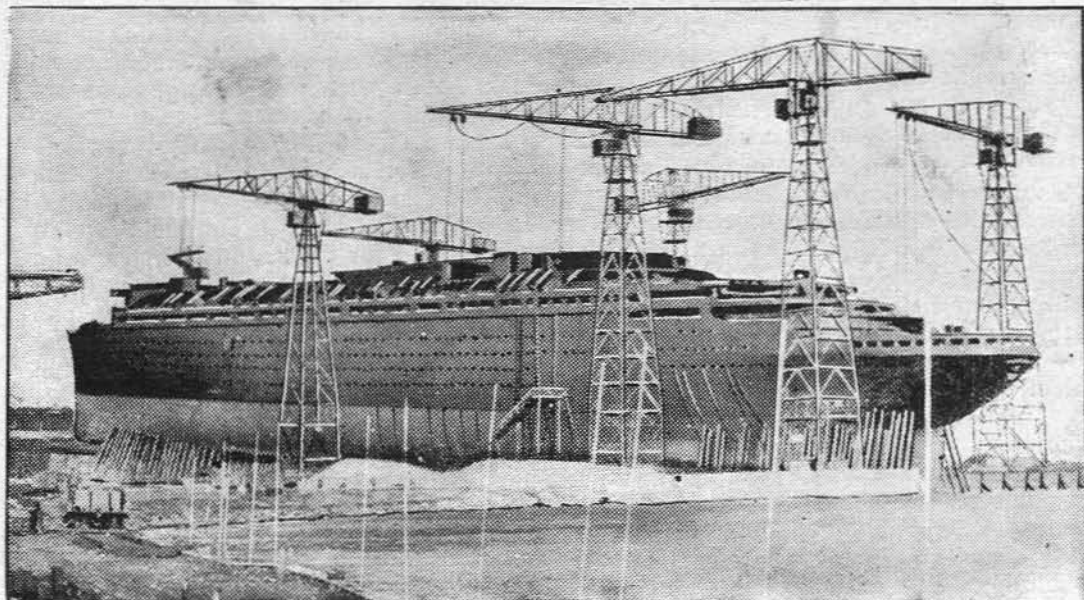


Wolfgang von Gronau

der nächstens mit seiner kühnen Mannschaft wieder vom Weltflug heimkehren wird.

Das größte Schiff der Welt vom Stapel gelaufen.

In Saint Nazaire wurde der riesige franz. Passagierdampfer „Normandie“ vom Stapel gelassen, der mit seinen 73 000 Tonnen das größte Schiff der Welt sein wird. Frankreich hofft, mit der „Normandie“ das Blaue Band des Ozeans zu erringen, das gegenwärtig die „Europa“ innehat. Nebenstehend sehen wir die „Normandie“ unmittelbar vor dem Stapellauf.



Es war eine wahrhaft teuflische Freude, die seine Züge entstellte. Der Sterbende hatte die Worte vernommen; seine bereits schwindende Seele lehrte noch einmal in den Körper zurück. Die Erkenntnis, daß er noch im Tode betrogen sei, schnellte seinen Körper zum letztenmal in die Höhe.

„Hobuschguster“ — die Zunge suchte angstvoll nach Worten; die Augen traten stier aus den tiefen Höhlen hervor, und die langen, abgekehrten Arme zuckten drohend empor — „fahr zur Hölle — stirb ohne Beicht, wie ich — schaff den Brief heraus — sonst ruf ich! Hilf — Hilf — — Lud — Lu — — Lu — —“

Er sank zurück; der Name des Sohnes starb in einem verhauchenden Nachzen dahin. Der Schmuggelgruhl lag bereit für das Grab, das der Leichenhans heut für ihn bereitet hatte.

Der Richterbauer war Totengräber gewesen; er hatte gar mancher Leiche in das erstarrte Angesicht geschaut; er blickte auch jetzt ohne äußere Zeichen von Furcht oder Schreck auf den vor ihm liegenden Toten, fühlte noch einmal nach den Papieren und schritt langsam zur Tür hinaus.

Draußen im Gärtchen stand Ludwig mit seiner Mutter.

„Ihr seid fertig, Herr Richter?“ fragte er. „Dürfen wir jetzt hinein?“

Hobusch legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ja, ihr dürft hinein, alle beide. Geht nur immer zu! Er hat vor seinem End noch gar schön für euch gesorgt, schöner und besser, als ihr denkt, und wenn es euch gar zu prächtig wird, so kannst ja wieder einen Brief hinauf zum Herrgottle tragen und eine Kerz in die Latern tun; du bist ja dem Herrgottle sein Briefmacher; er wird dir auch so beistehn wie der Botengundel. Wer andre vor der Pfandung bewahrt, mag sich hüten, daß er sie nicht gar selbst bekommt. Schau nur zu, daß du jetzt bald an eurer Klink den Leinwandbeutel findest mit den zweitausend Talern, die du mir nun schuldest!“

2. Beim „Herrgottle“.

Hoch über dem Dorf tritt eine umfangreiche Taubsteinhalde aus dem Berg hervor. Sie stammt aus einer Zeit, in der man hier nach Metallen grub. Als die Lager ausgebeutet waren, verließ man das Werk, verschüttete den Schacht kaum zur Hälfte und ließ das Bretterhäuschen, das sein Mundloch überdeckte, zum Andenken an die vollendete Arbeit stehn.

Seit jener Zeit war die Halde fast ein Menschenalter gemieden worden. Verlassene Schächte sind nach dem Volksglauben der Tummelplatz von allerhand übernatürlichen Erscheinungen; es war zuweilen ein reges nächtliches Treiben um das Zechenhäuschen zu bemerken, das man den Gnommen und den Berggeistern zuschrieb, während die Schmuggler und Wildschützen über diese phantastische Annahme sich heimlich lustig machten. Jetzt freilich standen die Dinge anders. Die Zollwächter und Forstbeamten waren dem Spuk gründlich auf die Spur gekommen, und seit Elsa, die einstige Totengräberstochter, in dem Schacht einen grauenhaften Tod gefunden und ihr Vater darum das Herrgottle auf der Halde errichtet hatte, war diese ein heiliger Ort, an dem schon mancher Trost- und Hilfsbedürftige auf den Knien gelegen hatte und vom Herrgottsel mit Erhörung seines Gebets beglückt worden war.

Die Botengundel hatte dies jenes Abends an sich selbst erfahren. Sie war voll Dankes über die Rettung aus dringender Not und arbeitete sich mit den Krücken an der Höhe des Berges empor, um heut dem geheimnisvollen Helfer ein kleines Zeichen ihrer Erkenntlichkeit darzubringen. Die Lehne, an der sich der Bergpfad emporzog, gehörte zum Richterhof, und Selma war eben hier beschäftigt, dürre Streu zusammenzuharken.

„Grüß Gott, Jungfer Selma!“ grüßte die Alte. „Bist auch hier außen?“

„Freilich bin ich da, Gundel. Die Röh wollen immer trockenen Unterstand; das Stroh ist gar hoch im Wert, und so muß man sehn, wie es billiger zu erlangen ist. Bist gut nach Haus gekommen gestern?“

„Ganz schön. Ich wohn ja bei Schmuggelgruhls, und da ist der Weg nicht weit, fast nur bis über die Straß herüber. Weißt schon, daß der Gruhl gestorben ist?“

„Ich habs schon gleich heut in der Früh vernommen.“

„So hats dir wohl der Ludwig gesagt?“

„Nein, er ist seit gestern noch nicht wieder bei uns gewesen. Der Tod des Vaters ist ihm sicher aufs Gemüt gefallen!“

„Das ist auch gar nicht zu verwundern! Ich hab die Leich gesehn. Sie hat ein gar schreckhaftes Aussehn, grad so, als ob zuletzt der beim Gruhl gewesen wär, vor dem man drei Kreuz zu schlagen hat. Der Ludwig und die Mutter haben ihn gar nicht sterben sehn; dein Vater ist allein bei ihm gestanden.“

„Hast nichts davon gehört, was sie verhandelt haben?“

„Nein. Aber was Guts kanns nicht gewesen sein; denn neben dem Jammer um den Toten hat es noch eine Angst gegeben, die sie gern verbergen wollten; ich aber hab sie doch bemerkt. Sie sind viel heimlich beisammen geseßen, und dann hat der Ludwig sich angezogen und ist zur Stadt gegangen.“

„Ist er wieder zurück?“

„Nein. Dein Vater ist — na, du bist sein Kind, und drum will ich schweigen. Aber vielleicht hat er dem Ludwig einen bösen Faden angesponnen; er war gar böse auf ihn, daß er mir den Brief an den Herrgottsel geschrieben hatte. Du weißts ja auch; du warst mit dabei. Jetzt aber will ich den Dank hinaufbringen zum Kreuz; dem Engel wird er nicht viel nützen, doch sicher andern, die den Herrgott brauchen.“

„Was ist’s?“

„Da schau her: eine Kerz und noch eine und auch ein wenig Papier und Tint für den Engel, wenn er immer Briefe zu schreiben hat, wie bei mir.“

„Wer mag’s wohl sein? — Ein Mensch, der sicher recht fromm und heilig ist und reich dazu, oder ein wirklicher Engel?“

„Wer weiß! Ich zerbrech mir nicht den Kopf darüber; es hat auch andren, die klüger sind als ich, nicht gelingen wollen, ihn zu entdecken. Sie haben sich auf die Lauer gelegt viele Nächte hindurch, aber umsonst. Und dem Wetterbauersfranz ist’s gar noch schlimm ergangen.“

„Wieso?“

„Da warst du noch ein Kind und hast vielleicht gar nichts davon gehört. Er war ein loser Bub und hat einmal in der Schenk geschworen, er werd den Herrgottsel fangen. Dann hat er gewartet, bis Licht in der Latern gewesen ist, und hat den Brief herausgenommen. Da aber ist ein Schlag über ihn gekommen, daß er mehrere Tage lang für tot gelegen hat; das Herrgottle läßt sich nicht verspotten. Nachher hat einmal dein Vater den Knecht hinausgeschickt, er soll die Latern wegnehmen und nach Haus bringen. Der hats auch getan; aber auf dem Heimweg ist ein fürchterlicher Rief über ihn hergefallen und hat ihn so zer schlagen, daß er beinahe gar nimmer wieder auf gekommen wär. Von deinem Vater war es schon ganz und gar nicht recht, das Herrgottle anzugreifen; es ist ja für die Elsa errichtet, die seine eigne Schwester war.“

„Hast sie gekannt, Gundel?“

„Ob ich sie gekannt hab? Sie war ja meine Pat und ist mit dem Klapperbein manch schönen Abend in meiner Stub gewesen. Sie sollten einander nicht haben, weil er der einzige Sohn des Richters und sie des Totengräbers Tochter war. Ach, Selma, was war doch die Elsa für ein herzliebender Engel, so schön und so gut! Sie hat von Kirchhofsblumen so herrliche Sträuß und Kränz gemacht und in der Stadt verkauft; auch genäht und gearbeitet hat sie für die feinen Leut und sich ein hübsches Geld verdient. Das hat sie aber nicht für sich behalten können, denn dazu ist sie zu mild und barmherzig gewesen; sie hat es lieber hingegeben für die Armen und Kranken und ist deshalb von allen hochgehalten worden. Nur von zweien nicht: dem damaligen Richterbauer, dem Klapperbein seinem Vater, und von ihrem eignen Vater.“

„Von meinem Großvater?“

„Ja, und auch dein Vater hat sie nicht recht leiden mögen, weil sie fromm und sanft gewesen ist und er so wild und toll. Er hat die Grenzer stets auf dem Nacken gehabt, aber keiner konnt ihm etwas nachweisen. Die Niederlag der Schmuggler war damals da oben im Zechenhaus, und da hat er auch die Elsa gefunden, als sie sich vor Leid und Unglück hinunter in den Schacht geschmettert hatte. Hat er dir nichts davon erzählt?“

„Nein. Man darf bei ihm gar nicht davon beginnen; er kann den Gedanken daran nicht ertragen.“

„Das glaub ich schon; sie war ja seine Schwester. Aber er trägt doch auch die Schuld an ihrem Tod mit. Der Richterbauer ist mit dem Totengräber zusammengeraut und hat ihn über alle Maßen darangenommen; darüber ist dieser aufgebracht gewesen und hat mit dem Sohn der Tochter so lange zugelegt, bis sie mit der Drohung davongelaufen ist, wenn sie daheim keine Ruhe mehr hat, so werde sie tief unten im Schacht welche suchen. Am andern Morgen hat dein Vater sie dort gefunden und heraufgezogen. Als Selbstmörderin ist sie in die ungeweihte Erde hinter dem Gottesackerhaus eingescharrt worden. Der Richterbauer ist gestorben und sein Anton hat das Gut und auch das Amt geerbt, beides aber bald deinem Großvater übergeben und sich nach dem Kirchhof gemacht. Die Elsa ist ihm so lieb gewesen, daß er selbst von ihrer Leiche hat nimmer lassen können. Nun erhält er von euch das Brot und sitzt fast Tag und Nacht auf ihrem Grab, wo er ächzt und stöhnt, oder singt und betet und ganz zum Geripp vermagert und verarmlicht ist. Er ist der Ärmste, der Allerärmste im Dorf; er hat keine Wäsche, kein Geld, keine Kleidung, keine Freude und Lust und auch kein Leben — er ist tot, obgleich er lebt. Den Rock, den er trug, als sie die Elsa fanden, den trägt er noch, und die Leiche, die damals in seinem Herzen war, die ist heute noch drin und wird erst dann aufhören, wenn er ins Grab gelegt wird, das er sich selbst neben der Elsa bereitet hat. So, das ist die Geschichte! Nun leb wohl, Jungfer Selma! Ich muß hoch empor, und meine kranken Füße gehen nur sehr langsam den Berg hinauf.“

Es war wirklich ein anstrengendes Unternehmen von der alten gebrechlichen Frau, mit Hilfe der Krücken die Haldenspitze zu erreichen. Dort stand an der Stelle, wo man Elsas Leiche niedergelegt hatte, ein hohes, hölzernes Kreuz mit der aus Holz geschnittenen Gestalt des Heilands daran. Zu Füßen des

Erlösers war eine Laterne und unter ihr ein kleines Kästchen befestigt, das bestimmt war, die an das „Herrgottle“ gerichteten Bittschriften aufzunehmen. Es war nur nachts um zwölf geöffnet. Wer einen Brief zu bringen hatte, mußte ihn um diese Zeit einlegen und dann das in der Laterne befindliche Licht anzünden. Es leuchtete dann bis tief ins Tal hinab, den unten noch vorhandenen Leuten zum Zeichen, daß ein Hilfsbedürftiger die „Herrgottspost“ benutzte, um beim Herrgottseln Rettung zu suchen, da ihn die Menschen verlassen hatten.

Sie kniete vor dem Kreuz nieder, um lange und inbrünstig zu beten. Die Botengundel war wegen ihrer Redfertigkeit bekannt und zuweilen gar gefürchtet; aber ein treues, unverfälschtes Gemüt hatte sie, und den lieben Gott hielt sie hoch in Ehren. Schließlich erhob sie sich, öffnete die Laterne und legte die beiden Lichter und das Papier hinein; das Tintenfläschchen stellte sie auf den verschlossenen Briefkasten. Es war eine geringe, unscheinbare Opfergabe, die sie brachte, aber ihr Herz war weit und groß dabei; sie hätte gern viel mehr gegeben, wäre ihr von der Armut nicht die bereitwillige Hand gebunden worden.

Als sie den Berg wieder herniederstieg, fand sie Selma zum Heimgehen bereit.

„Willst auch hinunter? Ja, geh, der Tag neigt sich zur Rüste, und da gibts noch gar viel zu tun in einem solch großen Hauswesen, wie das deinige ist. Schau da hinüber auf die Straße! Ist das nicht der Ludwig, der aus der Stadt zurückkehrt? Meine alten Augen wollen ihn nicht mehr genau erkennen.“

„Ja, er ist. Er hat uns auch gesehen und winkt mir, hinabzukommen. Leb wohl, Gundel; komm gut nach Haus!“

„Leb wohl, Jungfer Selma, und laß geschwind! Den Liebsten darf man nimmer warten lassen. Bin auch einmal ein flinkes Mädchen gewesen; der meinige, Gott hab ihn selig, wußt gar viel davon zu berichten.“

(Fortsetzung folgt.)

Moosch'n Feierabend



Sprach' net ... 1)

(Nachdruck verboten.)

Sprach' net, de hättst uff dare Walt noch kaamol Blick gehot, un 's wär — ju oft de bist in Rut — niemand zer Hilf anzot. 2)

Sprach' net, doß de vergassen wärscht, wenn in dr Fremd' de bist! Odr, wenn de stachst in bitterm Harm, doß diech de Sunn' net grift.

Sprach' net, de a d e r n trifft de Schuld, wenn dir wos widerfährt, aah net: „Dos mach' iech, wie iech will!“ ward dir awos varwährt.

Sprach' net: „Dar Mensch hot ken'n Verstand!“ dar dir net recht gaam hot. 3) Un sprach' net in de gunge Gahr, du hättst dei Laam schu foot!

Sprach' net: „De Walt is nimmer schie!“ bluß, weil diech wos vordriest. 4) Un red' net, s wär dir all's egal, wenn de aah ins Elend müßt.

Sprach' net, de hättst sei in den'n Laam schu alles durchgemacht; aah net, es hot Trei un Gelaam diech um dei Blick gebracht.

Sprach' net, dei Bleib'n's wär überol — zenstrüm — in jeden Land. Du brauchtest kaane Haamit 5) meh', laa Volk — laa Vaterland.

Wie lecht is a fitts Wort gesaacht, mer denkt sich nisch d'rbei. Doch treefs mol zu — es kām zer Tat: U h g e l i c k müßt' dos sei!

Bernh. Brückner, Leipzig.

1) Sprach' nicht; 2) anzu, alhier; 3) recht gegeben hat; 4) verdriest; 5) keine Heimat mehr.

Dr Tauber singt.

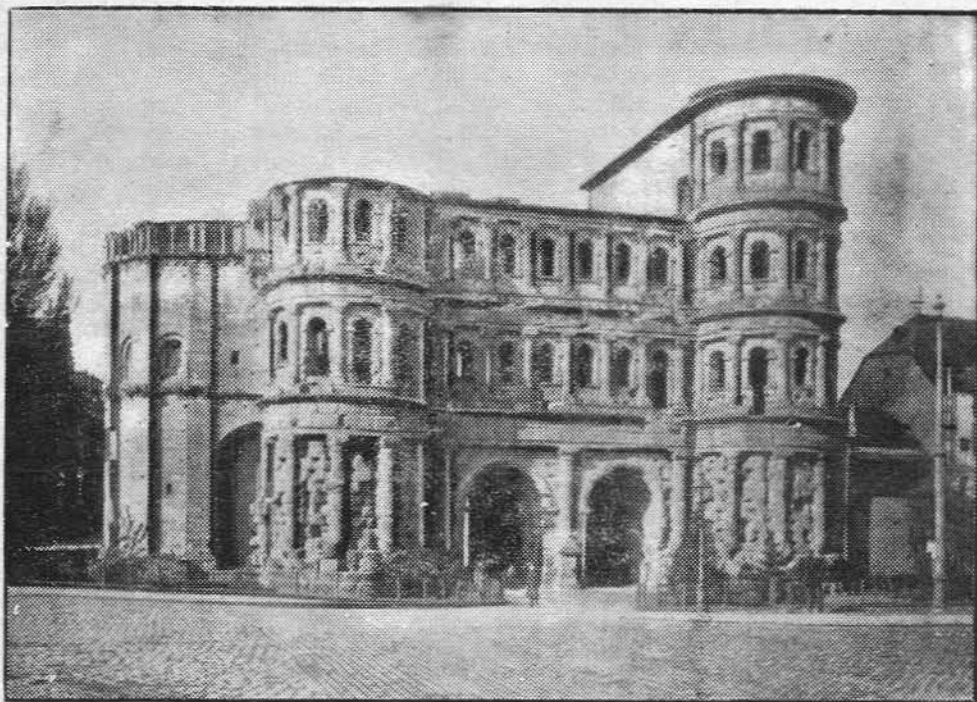
Ging ich do gestern 's Dorf nauf un gucket mir im Vorbeilaufen dos schiene, langschwänzete Fadviech in Saafen-Pahler fenn Garten ewing ah. Wie ich ä Fänkele hietrat an dan Zaum, gieht uff amol hinner mir ä Unnerhaltung lus. „Gutn Mornig“, sogt de Sast-Kar-Anna ze dr Sauschneider-Rosa, „hot dir'sch dä an Frettig-Ohnd gefallen in Kino? Ich sooch Eich nār ä paar Bänk wetter drunt'n sitzn, diech un dānn Mah.“ „Eiu“, maanet do de Rosa, „'s war fei foot schie; überhaupt gieht iech vir mei Laam garn amol ins Kino, mir fa do zewenigstns uff zwā Schtundn seine Sorng vollschüttännig vergassen.“ „Do haste recht, obr wenn de dir mol wos ganz Besonner'sch absahe willst, müßt de in vārge Tog ins Kino giehe.“ „Das Land des Lächelns“ schpieln se do un do singt dr Tauber miet. An dos Schtück warn fei beschrimmt noch amol ä paar Reigrosch nahgeheht un wenn mir drfür de ganze Woch Margarine uffs Brot schmiern müssen. „Hast de dä noch nisch von Tauber gehärt?“ „Inu, do fah iech diech obr nett recht vrschiehe“, gob de Rosa zr Antwort, „wag'n änn Tauber ins Kino laafen? Bei uns gorgst ne ganzn Tog aaner offn Dach rim, ich kāmmt mied obr fei epper nett do dra drgözn.“

Bilder aus der Heimat und aller Welt



Wassermeister Ernst Lötich, Buchholz.

Ein sehr verdienstvoller Beamter der Stadt Buchholz trat, wie die „D. Z.“ berichtete, in den Ruhestand: Herr Wassermeister Ernst Lötich. Er war seit 1893 städtischer Beamter. Als Lehrling schon arbeitete er vor 50 Jahren an der alten Holzwasserleitung mit dem alten damaligen Röhrenmeister Wagler. 1893 wurde er bei der Stadt angestellt, wo er 40 Jahre als Wassermeister wirkte und ein reiches Arbeitsfeld zu bestellen hatte: das Hebewerk zu verbessern, eine Reparaturwerkstätte einzurichten, Schürfsarbeiten, Quellsanfbauten usw. usw. vorzunehmen. Auch das Ortsnetz mußte erweitert werden und ein Hochbehälter mit 2 Kammern war zu bauen.



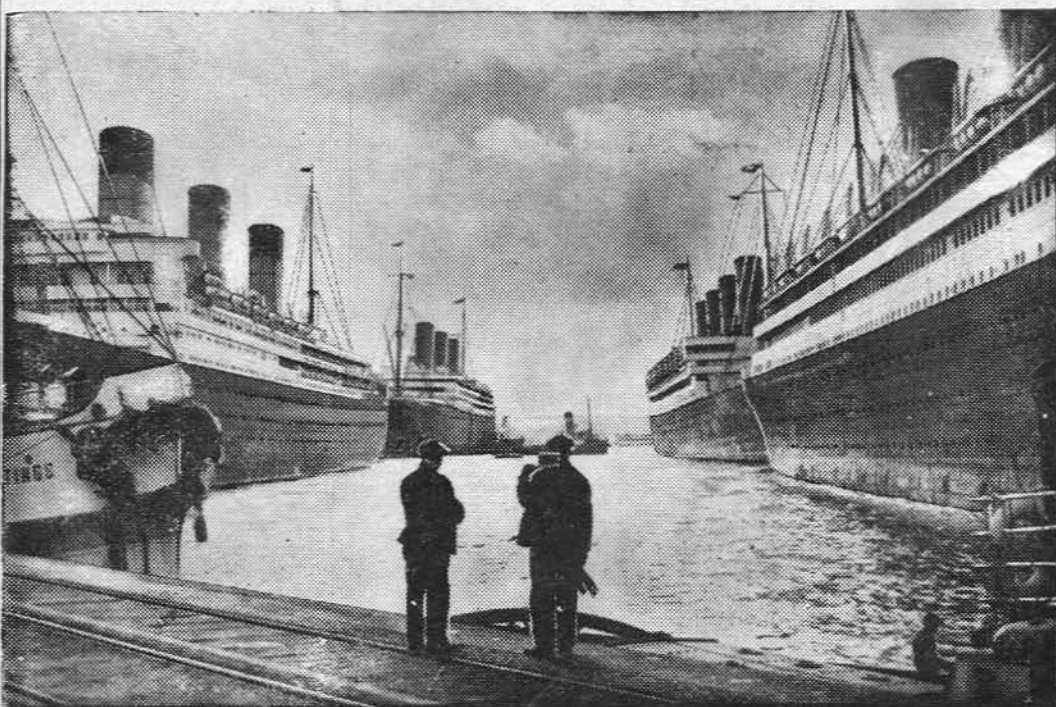
Das Trierer Römertor schwer gefährdet.

Die Porta Nigra in Trier, das monumentalste altrömische Bauwerk auf deutschem Boden, ist durch die Auswirkungen des Verkehrs schwer gefährdet. Durch die Erschütterung des Erdbodens haben die Fundamente so stark gelitten, daß die Polizei sich jetzt genötigt sah, jeden Durchgang und jegliche Durchfahrt unter den Torbögen zu verbieten.



Medizin. Nobelpreisträger 1932.

Prof. Sir Charles Sherrington von der englischen Universität Oxford erhielt gemeinsam mit Prof. Adrian Cambridge den diesjährigen Nobelpreis für Medizin. Sherrington gehört zu den bedeutendsten Gehirn-anatomen, dem die Abgrenzung der feineren Struktur der Gehirnpartien gelang und der so die Grundlagen für die mikroskopische Anatomie der Hirnrinde schuf.



Stillbüchlein der Ozeanriesen zur Wintertoilette.

Unser Bild gewährt einen Blick auf die Docks von Southampton, wo jetzt vier der größten Ozeandampfer ihre Winterausrüstung erhalten. Die vier Schiffe, die zusammen fast 200 000 Tonnen Verdrängung haben, sind die „Majestic“ (vorn links), „Olympic“ (hinten links), „Berengaria“ (vorn rechts) und „Aquitania“ (hinten rechts).